

Detektei Lessing

Schladener Roulette

-1-

Die Luft war stickig und verbraucht, dichte Rauchschwaden waberten durch den kleinen Raum und doch war die Atmosphäre, die darin herrschte, dem Bersten nahe. Keiner der Anwesenden wäre auch nur ansatzweise auf die Idee kommen, eines der Fenster zu öffnen. Mehr noch, schwere Vorhänge sollten jeden Blick von außen unterbinden. Die Männer waren akribisch darauf bedacht, das Gebäude und die kleine Wohnung, in der ihr Treffen stattfand, un-gesehen zu betreten.

„Es wird von Mal zu Mal schwieriger, eine gute Ausrede zu finden“, stöhnte Mario Nette, ein angesehener Rechtsanwalt aus Salzgitter. Seine üppige Haarpracht erinnerte an Che Guevara. Er war das Schaf unter den fünf Wölfen, die sich zu später Stunde in geheimnisvoller Runde versammelt hatten. „Je älter die Weiber sind, je misstrauischer werden sie.“ Sein Gegenüber zuckte lapidar mit den Achseln. „Jag deine Alte über den Jordan.“ Daran, dass Christoph Knabe tatsächlich meinte, was er gerade so völlig emotionslos von sich gab, bestand kein Zweifel. Der Kommunalpolitiker aus Salzgitter kannte längst keine Skrupel mehr, wenn es darum ging, seine Widersacher möglichst kompromisslos aus dem Wege zu räumen. Er verstand sich wie kein anderer darauf, Intrigen zu spinnen, mit vielen Worten nichts zu sagen und doch jeden für sich einzunehmen. Ein Stratege, der auf dem Schlachtfeld der Politik nicht weniger effektiv zu Werke ging als ein Profikiller bei der Erledigung eines Auftrags.

„Ich brauch sie noch“, entgegnete Rechtsanwalt Nette in der einzigen Weise, die Knabe verstand. „Dann solltest du keinen Zweifel daran lassen, wer in deinem Haus den Ton angibt“, lächelte er Nette zu, ehe er sich den drei Männern zuwendete, die sich inzwischen um den Tisch versammelt hatten.

„Ist es euch auch schon aufgefallen?“, fragte er sie vielsagend. Die Männer unterbrachen ihr Gespräch und sahen ihren Freund erwartungsvoll an. Der Politiker legte seine Stirn theatralisch in Falten. „Wir sind alt geworden.“ „Und dies aus deinem Munde?“, entgegnete Doktor Trotmann, Leiter der gleichnamigen Nervenklinik. „Wir alle wären froh, wenn wir so jung wären, wie du es bist.“ Knabe winkte ab. „Du sitzt doch gewissermaßen an der Quelle ewiger Jugend. In deinem Arzneischränk wird es genügend Mittelchen geben, um in entscheidenden Momenten nachhelfen zu können. Abgesehen davon nehmen es dir deine Patientinnen doch ganz sicher nicht übel, wenn sich die ersten Hautlappen über deinen Körper rollen.“ Knabe grinste herablassend. „Nun ist es aber genug!“, unterbrach ihn Malte Freiherr von Luer. Wobei seine flache Hand krachend auf den Tisch knallte. „Hättest du dich besser im Griff, wären uns sämtliche Unannehmlichkeiten erspart geblieben.“

Das Oberhaupt der Werla Bruderschaft ließ seinem Unmut freien Lauf. „Anstatt dich in Demut zu üben und für deinen Fehler Abbitte zu leisten, ergießt du dich hier in einem unangebrachten Schwall aus Selbstüberschätzung und hoffnungslos übersteigerter Arroganz.“ Knabe rang nach Luft. Es lag bereits einige Zeit zurück, dass es jemand wagte, in solcher Form das Wort gegen ihn zu führen. Doch noch ehe er zu einer seiner Reden ansetzen konnte, ließ der Mann mit der fliehenden Stirn weitere Worte folgen. „Mit deinem Verhalten hast du der Bruderschaft nicht nur geschadet, du hast gegen den Ehrencodex verstoßen.“

Der Politiker ließ sich scheinbar gelassen auf einem der beiden noch freien Stühle nieder, die um den Tisch gruppiert waren. Er sah jedem Anwesenden durchdringend in das Gesicht. „Ihr seid nichts als Heuchler, erbärmliche Heuchler“, brach es plötzlich aus ihm heraus. „Als ich euch die Kleine anbrachte, konntet ihr es kaum abwarten, sie flachzulegen und jetzt, wo die Karre im Dreck steckt, wascht ihr eure Hände in Unschuld. Woher sollte ich wissen, um wen es sich bei der Göre handelte?“ „Du hast wahrlich keinen Grund, dich über mangelnde Solida-

rität zu beklagen. Wir alle haben dir geholfen, die Sache aus der Welt zu schaffen. Ganz so, wie wir es uns geschworen haben.“ „Aber doch nur, weil euch der Arsch auf Grundeis ging! Und was jetzt...?“, reckte Knabe seine Hände beschwörend zum Himmel. „Was werden wir nun unternehmen, um noch größeren Schaden von der Bruderschaft abzuwenden?“

Freiherr von Luer erhob sich, schritt gelassen durch den Raum und öffnete die Türen eines antiken Schreins. Er zog eine Schublade heraus und entnahm ihr einen Revolver und eine kleine Schachtel mit Munition. „Was soll das?“, ereiferte sich Knabe beunruhigt. „Du kennst unseren Codex, du weißt, was du zu tun hast, um Schaden von der Bruderschaft abzuwenden.“ „Aber..., aber ich kann das nicht! Warum soll ich mich der Sache allein stellen? Es geht uns alle an.“ „Er hat Recht“, ergriff Alexander Quandt das Wort. „Wir alle haben von dem Honig gekostet und nun müssen wir auch gemeinsam dafür bezahlen. Wir alle haben beim Orden der Werla Treue geschworen. Überlassen wir es einer höheren Instanz, Recht zu sprechen.“

Der Mann mit der fliehenden Stirn legte die Waffe auf den Tisch. „Entspricht dies euer aller Überzeugung?“ Die Männer sahen sich gegenseitig an, ehe einer nach dem anderen durch leichtes Kopfnicken sein Einverständnis signalisierte. „Nun denn, da ich an jenem Abend nicht anwesend war, werde ich als Unbeteiligter das Rad des Schicksals in Bewegung setzen.“ Während der Apotheker Quandt nur eine Kammer des Trommelrevolvers lud, platzierte von Luer eine Holzscheibe in der Mitte des Tisches. Gespenstische Stille herrschte, als Quandt die Trommel des Revolvers durchdrehte und die Waffe schließlich in der Mitte der Scheibe niederlegte. Als die Männer ihre Plätze eingenommen hatten, setzte der Freiherr die Scheibe in Bewegung.

Noch drehte sich die Scheibe so schnell, dass die Mündungsöffnung des Revolverlaufes nur für den Bruchteil einer Sekunde auf jeden einzelnen deutete und doch nahm die Anspannung der Männer zu. Wer von ihnen würde auserwählt, das Urteil zu vollstrecken? „Bis in den Tod...!“, riefen die Anhänger der Bruderschaft im Gleichklang, „...und darüber hinaus!“ „Möge der Kaiser eine weise Entscheidung treffen“, fügte das Oberhaupt der Werla hinzu und seine Hände kreisten beschwörend über der Scheibe, auf der sich der Revolver scheinbar unaufhaltsam dem Werkzeug seiner Bestimmung näherte.

Mit jedem Umlauf verlangsamte sich die Geschwindigkeit, mit der die Mündungsöffnung nach ihrem Opfer suchte. Angst stand in den Gesichtern der vier Männer. Nur die Stirn des Freiherrn von Luer blieb ohne Glanz. Diese Schuld war nicht die seine und doch hätte er vieles darum geben, wenn er an jenem Abend an diesem Ort gewesen wäre. So konnte er nicht verhindern, was in der Nacht darauf geschah. An ihm war es schließlich, die Scherben zu beseitigen. Die Scherben, die von den vier Männern am Tisch zurückgelassen worden waren. Wäre da nicht der Bund der Bruderschaft, der sie für immer aneinander bindet, so hätte er die Angeber mit Sicherheit ihrem Schicksal überlassen.

Inzwischen war kaum noch das Atmen der Männer zu vernehmen. Nun mehr langsam und behäbig zog der Revolverlauf seine Bahnen. Immer länger gerieten die Männer in seinen Fokus. Die Zeitspanne, die verging, ehe die Mündungsöffnung den Nebenmann erreichte, wurde schier unerträglich. Die Anspannung schnürte jedem einzelnen die Kehle zu. Ihre Erregung setzte pures Adrenalin frei, ließ ihre Gesichtsmuskeln unkontrollierter zucken und verwandelte ihre Antlitze in absurde Fratzen. War es die Möglichkeit, von einer höheren Macht zu dessen Werkzeug bestimmt und somit als Teil dieser Macht unsterblich zu werden oder war es die Angst davor, einen Menschen zu töten? Dies wird wohl das Geheimnis der vier Männer bleiben, die nun immer gebannt auf den Lauf des Revolvers starrten.

„Sagen Sie, Trude, was zum Kuckuck treiben Sie hier eigentlich?“ Viel war ja nun nicht gerade von ihr zu sehen, aber aufgrund der Rundungen, die da aus dem Spülenunterschrank hervorwackelten, bestand kein Zweifel, dass sie es war. Ein lautes Geräusch, welches entsteht, wenn sich jemand den Kopf anschlägt und ein kurzes „Autsch“ und quasi im gleichen Moment das folgende „Verdammt“, bestätigten meine Schlussfolgerung. Schließlich bin ich Privatdetektiv und verfüge schon deshalb über eine dementsprechende Kombinationsgabe. Wobei, wie gesagt, mir schon ihr Hinterteil für eine einwandfrei Identifikation ausgereicht hätte. „Himmel! Müssen Sie mich immer so erschrecken, Chef?“, blickte sie, noch immer auf allen Vieren, mit hochrotem Kopf zu mir empor. Eine Untergebenenhaltung, die ich durchaus zu schätzen weiß. Nichtsdestotrotz half ich der guten Seele erst einmal auf die Beine. Erst jetzt bemerkte ich ihr krebsrotes Gesicht. „Sie sollten mehr Rücksicht auf Ihren Kreislauf nehmen, Trude“, bemerkte ich besorgt. „Ach was“, winkte sie verächtlich ab. „Irgendwer muss hier doch mal Klarschiff machen.“ Sie reichte mir den Feudel. „Oder wollten Sie?“ Ich wich erschrocken zurück. „Äh – nee, eigentlich wollte ich nur einen Kaffee, aber wenn keiner mehr da ist, mache ich mit meiner Arbeit weiter.“

Trude sah mich fragend an. Es war mir natürlich klar, worauf sich ihre Mimik begründete. Der letzte Auftrag lag schon zwei Tage zurück und war nun auch nicht gerade ein Fulltimejob, von dem ich mich erst einmal erholen musste. Nein, meine Detektei lief alles andere als gut. Was, wie ich betonen möchte, ganz sicher nicht an meiner Arbeit, sondern wohl eher an der Abgeschlossenheit meines Büros liegen musste. Vielleicht waren die Menschen in Wolfenbüttel aber auch einfach viel zu anständig, um beispielsweise die Ehe zu brechen oder eine andere Dummheit zu begehen, aus der ich sie heraushauen konnte. Wie auch immer, wäre da nicht die Liebe zu meinem Beruf, hätte ich sicher längst das Handtuch geworfen und wäre bei irgendeinem Wachdienst untergekröchen. Als ehemaliger Hauptkommissar wäre es sicherlich nicht sonderlich schwer, bei einem der regionalen Unternehmen Fuß zu fassen.

„Setzen Sie sich ruhig wieder an Ihre Arbeit, Chef“, entgegnete Trude spitzfindig, „Jeder sollte das tun, was er am besten kann.“ Ich sah meine Putzsekretärin grüblerisch an. Was zum Teufel wollte sie mir damit sagen? Leichtes Kopfschütteln sollte meine Gedanken ordnen, führte aber genau ins Gegenteil. Plötzlich waren da die Bilder aus längst vergangenen Tagen, als ich die Detektei gerade eröffnet hatte. Ich sah Trude hinter ihrem Schreibtisch und einem Berg von Unordnung. Damals glaubte ich, dass sich unsere Wege schon bald wieder trennen würden. Heute muss ich mir eingestehen, dass ich sie unterschätzte. Ohne sie wäre meine kleine Detektei längst verloren gewesen. Aber das musste ich ihr ja nicht unbedingt auf ihre dicke Knollnase binden.

Ich lümmelte mich bereits eine ganze Weile bequem in meinem Chefsessel, die Füße überkreuzt auf dem Schreibtisch und meine Augen auf die Fotos in dem Album fixiert, welches mir die Kollegen der Braunschweiger Kripo zum Abschied geschenkt hatten. „Damit ich sie in guter Erinnerung behielt“, wie sie damals sagten. Bei den Fotos, auf denen mir Isabelle buhlerisch entgegenlächelte, fiel mir dieser Wunsch nicht gerade leicht. Zu tief steckte ihr Stachel nach unserer Trennung.

„Hallo?“, vernahm ich irgendwann eine fremde Stimme. „Ist niemand da?“ Einen Moment lang dachte ich darüber nach, ob ich mich melden sollte oder besser den Mund hielt. Ein Blick zur Uhr und ich entschied mich für letzteres. Postzeit! Vielleicht eine Rechnung? Ein Paket erwartete ich zumindest nicht. „Hallo!“, drang die Stimme jetzt energischer an mein Ohr. Meine Güte, hatte der Kerl eine Ausdauer. Wo war eigentlich Trude? Das letzte, was ich von ihr gesehen hatte, trug keine Ohren. Wahrscheinlich hing sie wieder kopfüber unter der Spüle und bekam nichts von dem mit, was in der Anmeldung vor sich ging. Ich stieß einen tiefen Seufzer aus, ließ die Schuhe an der Tischkante hinabgleiten und steckte das Hemd in die Hose.

„Komme schon!“ Wobei das ‚Schon‘ bitte nicht wörtlich zu nehmen ist. „Ich wollte gerade wieder gehen“, versicherte mir ein gut gekleideter Herr, als ich Trudes Empfangszimmer

betrat. „Ich bitte um Nachsicht“, entgegnete ich, angesichts des mürrisch drein blickenden Herrn, zugegebenerweise etwas verlegen. „Meine Sekretärin ist offenbar gerade unpässlich. Ich nehme an, Sie wollten ohnehin zu mir?“ „Wenn Sie Herr Lessing sind?“ „Das lässt sich kaum leugnen“, versuchte ich die Situation etwas aufzulockern. Der Mann verzog keine Miene. Nun gut, ich wollte einen Auftrag von ihm und nicht seine Sympathie gewinnen.

Kurz darauf saßen wir uns in der kleinen Sitzecke meines Büros gegenüber und nachdem sich Hubertus Taler vorgestellt hatte, erzählte er, was ihn zu mir führte.

„Ich habe gestern meine Tochter beerdigt“, begann er verhalten. „Sie war kaum zwanzig Jahre alt.“ Er ließ den Kopf sinken und schüttelte ihn immer wieder schwer atmend. So, als habe er die Tragweite dieses Schicksalsschlag noch immer nicht in vollem Umfang verinnerlicht. „Nach den Untersuchungen der Polizei soll sich Lucie selbst das Leben genommen haben.“ Er hob den Kopf und sah mich aus den gezeichneten Augen eines zutiefst erschütterten Mannes an. „Und wenn die Ermittlungen tausendmal das gleiche Ergebnis aufweisen, so kann ich dennoch nicht glauben, dass meine Lucie diesen Weg gegangen ist.“ Ich gab dem Mann einige Atemzüge, um sich zu sammeln. „Auf welche Weise nahm sich Ihre Tochter das Leben?“ Er sah mich in einer Weise an, die ich wohl niemals vergessen werde. „Sie hat sich erhängt.“

Alles andere hätte ich vielleicht hingenommen, aber das konnte ich nicht glauben. Ein solcher Selbstmord passt einfach nicht zu einer jungen Frau. Wo Männer eher spektakulär aus dem Leben scheiden, indem sie sich in die Tiefe stürzen, vor einen Zug werfen, sich erschießen oder einen Strick um den Hals legen, nehmen sich Frauen eher in aller Stille das Leben. Sie bevorzugen Tabletten, schneiden sich die Pulsadern auf oder gehen ins Wasser. Nein, in all den Jahren bei der Kripo habe ich nicht von einem einzigen Fall gehört, bei dem sich eine Zwanzigjährige stranguliert hatte.

„Welches Motiv legt die Polizei für den Suizid ihrer Tochter zu Grunde?“, fragte ich nachdenklich. „Sie hat das Abi verhaue“, räumte er schweren Herzens ein. „Aber das kann doch kein Beweggrund sein, um freiwillig aus dem Leben zu scheiden!“, fügte er kopfschüttelnd hinzu.

„So, Chefchen, hier ist Ihr Kaffee“, platzte Trude in unser Gespräch. Offensichtlich hatte sie Herrn Taler noch gar nicht bemerkt. „Himmel!“, erschrak sie heftig, als sie den ganz in schwarz gekleideten Mann unmittelbar vor sich erblickte. Der Kaffee schwappte aus der Tasse und spritzte zu Boden. „Entschuldigen Sie, Chef, ich habe gar nicht mitbekommen, dass Sie Besuch haben.“ „Kein Problem, meine Liebe. Wenn Sie so nett wären und uns einen frischen Kaffee bringen würden?“ „Für mich einen Tee, wenn es möglich ist“, korrigierte Taler. „Selbstverständlich“, bemühte sich Trude.

„Ich muss Sie enttäuschen“, fuhr ich fort. „Ein nicht bestandenenes Abitur reicht aus Erfahrung allemal für eine Kurzschlusshandlung.“ „Ich bleibe dabei“, blieb mein Gegenüber stur. „Lucie war ein Rebell. Es war ihr egal, was andere von ihr dachten.“ Der aus Hornburg stammende Geschäftsmann griff in die Tasche seines Jacketts und förderte einen Schlüssel zu Tage. „Den fand die Polizei bei ihr. Ich bin mir sicher, dass er zu keinem der Zimmer in meinem Hause passt.“ „Ein Sicherheitsschlüssel“, befand ich nach kurzer Inaugenscheinnahme. „Zu meiner Schande muss ich gestehen, den Kontakt zu meiner Tochter in den letzten Jahren immer mehr verloren zu haben. Ich fiel gewissermaßen aus allen Wolken, als die Polizei von Drogen sprach, unter denen Lucie bei ihrem Tod gestanden haben soll.“

Auch dieser Umstand konnte ein Indiz für einen Freitod sein. Es geschieht immer wieder, dass sich Süchtige im Drogenrausch etwas antun, weil sie unter dem Einfluss von Amphetaminen und dergleichen ihre Emotionen nicht kontrollieren können. Trauer steigert sich oft ins Unermessliche und sucht sich schließlich so ein Ventil. Aber das konnte ich dem trauernden Vater nicht sagen.

„Ist Ihnen der Name des ermittelnden Beamten geläufig?“, fragte ich daher betont interessiert. „Wenn ich mich recht erinnere, handelt es sich um einen gewissen Hauptkommissar Kleinschmidt.“ Wer sonst, dachte ich mir, ohne dabei in Euphorie zu verfallen. Es war nicht ver-

wunderlich, dass sich in einer Stadt von der Größe Wolfenbüttels unsere Wege immer wieder kreuzten, allerdings war es mitunter recht hinderlich. Wenngleich ich sagen muss, dass sich der Hauptkommissar bei unserem letzten Aufeinandertreffen mehr als achtbar aus der Affäre gezogen hatte.¹

„Lucie hatte sich in den vergangenen Wochen verändert“, erzählte Taler schwermütig. „Selbst mir fiel auf, dass sie immer später oder manchmal gar nicht nach Hause kam. Ich maß dem nicht sonderlich viel Bedeutung bei. Immerhin ist Lucie...“, erstockte. „...war Lucie zwanzig.“ „Sind Ihnen ansonsten irgendwelche Veränderungen an ihr aufgefallen?“ „Na ja, sie zog sich plötzlich anders an“, bemerkte mein Gegenüber. „Nicht mehr so flippig, wie all die Jahre zuvor. Eher – wie soll ich sagen“, er legte seine Stirn in Falten. „Eher besser.“ „Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht folgen.“ „Warten Sie, Herr Lessing.“ „Er griff in die Innentasche seines Jacketts und zog seine Brieftasche hervor. „Hier.“ Taler reichte mir ein Foto. „Das ist sie.“ Das Bild zeigte einen Punk. Nicht schlimmer als tausende Teenager, die auf der Suche nach ihrer Identität sind. „Das also ist der Rebell, von dem Sie sprachen“, sinnierte ich. „So war sie bis vor ein paar Wochen. In letzter Zeit trug Lucie nur noch Designerkleidung. Sündhaft teure Fummel aus den besten Boutiquen der Stadt. Es war mir egal, ich war ja froh, dass sie nicht mehr mit zerrissenen Hosen und Sicherheitsnadeln in der Nase herumlief.“

Es hatte also eine tief greifende Veränderung im Leben von Lucie Taler gegeben. Auslöser für derartige Sinneswandel sind zu einem hohen Prozentsatz Männer. Ich konnte folglich davon ausgehen, dass sich die Tochter meines potentiellen Auftraggebers verliebt hatte. „Gab es einen festen Freund?“, fragte ich denn auch gerade heraus. „Da bin ich überfragt. Aber vielleicht kann Ihnen meine Haushälterin mehr dazu sagen.“ Ich stutzte und sah unwillkürlich auf den Ring an seiner rechten Hand. „Ihre Haushälterin?“ „Sie wundern sich über meinen Ehering“, bemerkte er seufzend. Dann holte er tief Luft und erzählte mir von dem Autounfall seiner Frau und von dem Hirnschaden, den sie davon getragen hatte. „Franziska lebt seit einigen Jahren wieder zu Hause. Die Ärzte haben ihr nicht helfen können. Sie befindet sich in einer Art Dämmerzustand.“

Trude brachte den Tee genau im richtigen Moment. „Ich danke Ihnen. Stellen Sie das Tablett einfach auf den Tisch, wir bedienen uns selbst.“ „Wie Sie wünschen, Chef.“

„Es war sicher nicht leicht für Sie.“ „Ich kann und ich will nicht klagen, es gibt Menschen, die es schwerer getroffen hat.“ Er ließ den Löffel über den Boden seiner Teetasse kratzen. Hubertus Taler schien dieser Welt für einen Augenblick entrückt zu sein. „Ich hätte mehr für Lucie da sein sollen. Stattdessen bin ich immer neuen Geschäften nachgejagt.“ „Ohne den schnöden Mammon läuft leider nichts auf Gottes schöner Welt“, tat ich seufzend kund. „Wie lautet Ihre Taxe, Herr Lessing?“, griff er den Faden auf, den ich feinsinnig gesponnen hatte. „Dreihundert pro Tag, plus Spesen“, entgegnete ich trocken. „Ich zahle Ihnen Fünfhundert, wenn Sie die Wahrheit ans Licht bringen.“ Ich schluckte trocken, während er nochmals in seine Brieftasche griff und einen Packen Scheine hervorholte. „Sie übernehmen den Fall doch?“ „Wie kann ich da noch nein sagen?“

-3-

„Was soll das, Leopold?“, erregte sich Miriam. In ihren Augen funkelte es bedrohlich. „Hatten wir nicht abgemacht, berufliches und privates voneinander zu trennen? Ich kann dir keine Akteneinsicht geben. Es ist alles andere als fair von dir, wenn du meine Stellung immer wieder für deine Zwecke zu nutzen versuchst.“ „Du hast Recht“, räumte ich kleinlaut ein. „Es ist mehr als egoistisch von mir, wenn ich unsere Beziehung auf so schäbige Weise ausnutze.“ Die Gesichtszüge der Staatsanwältin entspannten sich zusehends. „Schließlich kann ich ja ebenso gut auf die gute alte Art ermitteln. Ein Mädchen, das Selbstmord begann, läuft mir

¹ Detektei Lessing Band 9 ‚Himmelfahrt‘

nicht mehr davon. Ihre erschütterten Angehörigen müssen sich eben gedulden, bis ich ihnen meinen Bericht auf den Tisch legen kann. Auf diese Weise verdiene ich wenigstens genug, um den nächsten Monaten gelassen entgegen sehen zu können.“

„Halt endlich die Klappe, Leo! Wenn du glaubst, mich auf diese plumpe Art herumzukriegen, kennst du mich verdammt schlecht.“ „Aber ich bitte dich, Miriam, es lag bestimmt nicht in meiner Absicht, dich in irgendeiner Weise zu bedrängen“, gab ich mit unschuldsvoller Miene zum Besten. Wir wussten beide nur zu genau, dass ich genau dies bezweckt hatte. Dass ich allerdings so leicht zu durchschauen war, gab mir dann doch zu denken. In diesem Augenblick wurde mir klar, dass jedes weitere Wort die Situation nur noch mehr belasten würde.

Wir waren lange genug zusammen, um zu wissen, wie der andere tickt. Auch wenn sich unsere Beziehung in kein herkömmliches Schema pressen ließ, so war sie doch mittlerweile so gefestigt, dass uns ein kleiner Dämpfer nicht aus der Bahn warf. So hoffte ich zumindest.

„Sehen wir uns heute Abend?“, fragte ich daher guter Dinge. „Ich würde gern mal wieder zu unserem Griechen im ehemaligen Straßenbahndepot gehen.“ „Tja, da kommst du leider zu spät. Ich habe bereits eine Verabredung.“ Ups, offensichtlich war ich meiner Liebsten wohl doch ein wenig zu sehr auf ihre hübschen Zehen gestiegen. So heftig hatte sie noch nie auf meine kleinen Hilfsgesuche reagiert. Wer weiß, welche Laus ihr im Vorfeld bereits über die Leber gekrabbelt war?

„Also schön, dann mache ich mir heute eben mit Jogi einen schönen Abend. Ich wollte ihn eh schon seit Tagen anrufen.“ Miriam schob ihre Unterlippe ein Stück vor, zuckte mit den Achseln und stieß ein schnippisches „M“ hervor. „Vielleicht lässt sich ja dein Busenfreund erweichen.“ Damit ließ sie mich wie ein Schuljunge stehen und ging ihrer Wege.

Komisch, aber in solchen Momenten weiß man nie, wie man richtig reagiert. Ich stand einfach nur da, kratzte mich nachdenklich hinter dem Ohr, zog die Brauen nach oben und stieß einen tiefen Seufzer aus. Okay, ich wollte mir durch die Position meiner Freundin einen Vorteil verschaffen, aber war das denn wirklich so schlimm? Wie auch immer, das blöde Gefühl, Bockmist gebaut zu haben, hing mir noch eine ganze Weile nach.

Daran konnte auch Trude nichts ändern, die meine Abwesenheit genutzt hatte, um ihre Genialität am Computer ein weiteres Mal unter Beweis zu stellen. Meine Putzsekretärin hatte einiges über die Firma meines Mandanten in Erfahrung bringen können. Vor zwanzig Jahren von Hubertus Taler als Kleinunternehmen gegründet, spezialisierte sich der gelernte Elektroniker sehr schnell auf Navigationsleitsysteme für Kraftfahrzeuge, meldete einige Patente an und expandierte binnen kürzester Zeit zu einem der wichtigsten Kraftfahrzeugzulieferer in Norddeutschland. Die Firma war nach Trudes Einschätzung mehr als gesund.

Zu meiner Überraschung hatte die gute Seele im Archiv der Goslarschen Zeitung sogar einen Artikel über den Unfall von Franziska Taler gefunden. Die Ehefrau meines Auftraggebers hatte zwischen Oker und Bad Harzburg auf regennasser Fahrbahn die Kontrolle über ihren Wagen verloren und war frontal gegen einen Baum gekracht. Das auf dem Foto abgebildete Fahrzeug ließ kaum vermuten, dass noch jemand lebend aus den Trümmern geborgen werden konnte. So schrieb der Journalist auch von einem Wunder, als die Feuerwehr mit beispiellosem Einsatz die Fahrerin retten konnte. Die Meldung stammte vom 11.11.1997, dem Beginn der Karnevalszeit. Als vermutliche Unfallursache wurde jedoch kein Alkohol, sondern eine dem Straßenzustand unangepasste Geschwindigkeit zu Grunde gelegt.

Der November ist sicherlich einer der unfallträchtigsten Monate des Jahres. Es ist oft neblig, diesig und von den Bäumen herabfallendes Laub verwandeln die Straßen oft in gefährliche Rutschbahnen. Alles Indizien, die eine Rolle bei dem vorliegenden Unfall gespielt haben könnten, doch auf dem abgebildeten Foto war nichts von alledem zu sehen. Stattdessen fiel mir der schnurgerade Verlauf der Straße auf. Keine Kurve, nicht einmal eine Krümmung oder eine Bergkuppe, die eine heftige Lenkbewegung hervorgerufen haben könnte. Sollte ein möglicher Wildwechsel eine Rolle gespielt haben? Ich fragte mich, zu welchem Ergebnis die abschließende Untersuchung der Sachverständigen gekommen war. Im nächsten Moment be-

sann ich mich wieder auf meinen eigentlichen Fall. Der Unfall lag sehr lange zurück und hatte nur am Rande mit dem Tod von Lucie Taler zu tun.

„Ich habe mich mit Herrn Taler verabredet“, erklärte ich Trude nach einem Blick auf meine Armbanduhr. „Wir treffen uns in seinem Haus in Hornburg. Vielleicht kann ich dort mehr über das Mädchen erfahren. Recherchieren Sie doch bitte im Umfeld der Schule. Sie wissen schon, Berichte in Schülerzeitungen über Abschlussfeiern, Sportwettkämpfen und dergleichen. Eben alles, was Sie über die Tochter unseres Auftraggebers ergattern können.“ Meine Putzsekretärin nickte zuversichtlich mit dem Kopf. „Wenn es etwas über die Kleine gibt, werde ich es auch finden.“ Davon war ich überzeugt. „Sie brauchen nicht auf mich zu warten, Trude. Es wird spät.“

-4-

Ich war schon lange nicht mehr über die alte Bundesstraße 4 in Richtung Harz gefahren. Die vielen kleinen Dörfer, die ich auf meiner Fahrt durchquerte, hatten sich in den vergangenen Jahren kaum verändert. Ohrum, Dorstadt, Heiningen, vorbei an Werlaburgdorf, wo man in jüngster Zeit mit den Ausgrabungen einer alten Kaiserpfalz begonnen hat. Dann kurz vor Schladen, dem Tor zum Harz, wie man sagt, die bis weit über die Grenzen Deutschlands bekannte Schlangenfarm. An der alten Weltkugel eine Diskothek, die mir aus meiner Sturm und Drangzeit in guter Erinnerung ist, ging's links ab. Beiderseits der Straße einige Geschäfte. An den Bahngleisen das kleine italienische Eiscafé mit dem leckeren Eis. Dann die Zuckerfabrik, vor der sich zu meiner Jugendzeit während der Kampagne schier unendlich lange Schlangen wartender Zuckerrübentransporter bildeten. Zur Rechten ein neues Einkaufszentrum. Meine Güte, wie hatte sich die Viertausendseelengemeinde in den vergangenen Jahren verändert.

Nach Hornburg war es nun nicht mehr weit. Gleich hinter Schladen folgten die Fischteiche und kurz darauf der Itschenkrug, ein originelles Speiselokal. Nur noch über die Bergkuppe, dann breitete sich die einst bedeutende Fachwerkstadt Hornburg vor mir aus. Der erste deutsche Papst, Clemens der 2., war ein Kind dieser Stadt, die ihre Blütezeit dem Anbau von Hopfen verdankte. Von hier aus zog einst Kaiser Barbarossa gegen Heinrich den Löwen zu Felde. Dies alles lag lange zurück, heute ging es um den Tod einer jungen Frau und die Hintergründe, die zu ihrem vermeintlichen Suizid führten. Dazu war es notwendig, so viele Informationen über die Tote und deren Umfeld zusammenzutragen, wie ich bekommen konnte.

Wie ein Kessel lag die Stadt vor mir. Ich überquerte den Ilsekanal stadteinwärts, fuhr an der Altstadt vorbei und bog am Braunschweiger Tor rechts ab in die Rhodener Straße und gleich darauf nach links in die Töpfergasse. Das Anwesen der Familie Taler war von einer dichten, mannshohen Buchsbaumhecke umfriedet. Ein stabiles Tor hinderte mich daran, die Einfahrt zu passieren. Gerade als ich meinen Wagen verlassen wollte, um an der Sprechanlage Einlass zu begehren, setzte sich das Tor in Bewegung und schob sich nach rechts in die Hecke. Ich winkte dankbar in eine der Kameras, die sich rechts und links oberhalb des Tores befanden und setzte meine Fahrt fort.

Die gepflasterte Zufahrt mündete in einer Schleife, die am Eingangsportal der Villa vorbei zu mehreren Garagen führte. Hier steckte Geld und zwar eine ganze Menge davon, soviel war klar. Ich war nicht so vermessen, meinen Skoda direkt vor dem Haupteingang zu parken. Das wäre ungefähr so, als ginge man in Sack und Lumpen in die Oper. Eigentlich gehöre ich nicht zu den Menschen, die unter Minderwertigkeitskomplexen leiden, angesichts derartigen Prunks wächst in mir jedoch stets ein gewisses Unbehagen.

Ich parkte meinen Wagen, wie gesagt, etwas abseits und ging die paar Schritte zu Fuß. Meine Augen klebten förmlich an der prunkvollen Fassade des Hauses, welches mit kunstvoll verzierten Ornamenten und gemütlichen Erkern wie ein Kleinod aus längst vergangenen Zeiten wirkte. Vielleicht hätte ich mich weniger auf die Villa und etwas mehr auf das konzentrieren

sollen, was um mich herum geschah, dann wäre mir die nun folgende Peinlichkeit sicherlich erspart geblieben.

Zunächst vernahm ich nur ein schnell näher kommendes Schnaufen. Als ich mich danach umdrehte, war es jedoch schon zu spät. Ehe ich begriff, was vor sich ging, wurde ich durch eine gewaltige Kraft zu Boden geschleudert. Ich schlug hart mit dem Kopf auf das Pflaster und sah nichts als Sterne. Im nächsten Augenblick verspürte ich eine schleimige Substanz auf meinem Gesicht. Als die bunten Lichtquellen vor meinen Augen von mir gewichen waren und ich wieder in die Realität zurückkehrte, erkannte ich eine riesige rote Zunge, die mir bereits im nächsten Moment erneut über Mund und Nase schleckte. Ein Hund, oh Gott, ein gewaltiger Hund. Die pelzige Bestie drückte mich mit ihren Pfoten zu Boden, glibberiger Geifer sabberte aus ihrem gefräßigen Maul, während sie mich aus blutunterlaufenen Augen anstarrte und nur auf eine falsche Bewegung wartete.

Da war sie wieder, meine Phobie gegen Hunde. Immer wieder nehme ich mir vor, etwas dagegen zu unternehmen, doch leider blieb es bislang stets bei dem guten Vorsatz. Andererseits glaube ich kaum, dass die Situation ohne meine Furcht eine bessere gewesen wäre. Das Vieh wog gut und gern zwei Zentner und als ich zwischen zwei Schleckeinheiten eine deutsche Dogge erkennen konnte, wäre es ohnehin mit jeglicher Courage vorbei gewesen.

So lag ich also, zu einem Brett verkrampft, auf dem Boden der Tatsachen und sandte ein Stoßgebet nach dem anderen zum Himmel. Keine Ahnung, wer letztendlich den erlösenden Pfiff ausstieß, wichtig war in diesem Augenblick nur, dass die Bestie von mir abließ und genauso spurlos verschwand, wie sie gekommen war. Vorsichtig richtete ich mich auf, schaute nach allen Seiten und stellte erleichtert fest, dass der Spuk vorbei war. Merkwürdig war nur, dass weit und breit niemand zu sehen war. Was mir zweifelsohne sehr gelegen war. So brachte ich meine Kleidung in Ordnung, holte tief Luft und setzte meinen Weg fort.

„Leopold Lessing ist mein Name“, stellte ich mich der streng dreinblickenden Dame vor, die mir auf mein Läuten öffnete. „Herr Taler erwartet Sie“, musterte sie mich naserümpfend. „Folgen Sie mir bitte in den Billardsalon.“ Meine Güte, schoss es mir durch den Kopf. Es musste eine halbe Ewigkeit her sein, als ich zum letzten Mal einen Queue in der Hand hatte. Wir durchschritten die feudale Empfangshalle. Vorbei an dutzenden Gemälden aus denen mich prähistorische Ahnen akribisch zu mustern schienen. Vorbei auch an einer Ritterrüstung, in die ich mich einige Minuten zuvor noch hineingewünscht hätte.

„Ah, Herr Lessing“, begrüßte mich Taler, nachdem mich die holde Maid bei ihrem Chef angekündigt hatte. „Spielen Sie auch?“, deutete er auf den edlen Billardtisch, der sich unter einer aufwendigen Beleuchtung in der Mitte des Raumes befand. „Ist schon eine ganze Weile her“, entgegnete ich melancholisch. „Es ist die einzige Zerstreuung, die ich mir allabendlich gönne. Eine Mußestunde, bei der ich wunderbar abschalten kann.“

Ich erinnerte mich an die Abende in *Pattis Corner*, als ich mit Jogi und Rolf, meinen damaligen Kollegen bei der Braunschweiger Kripo, bis in die Puppen am Billardtisch stand. Damals war die Welt noch in Ordnung. Viel ist seither geschehen. Rolf lebt nicht mehr, er wurde aus dem Hinterhalt erschossen und ich trage eine Mitschuld an seinem Tod.

„Haben Sie Lust auf ein Spielchen?“, reichte mir Taler einen Queue. „Wie...? Äh, ja“, ging ich meinen Gedanken nach. „Na“, amüsierte sich Taler, „Ihnen wird ein wenig Zerstreuung sicher ebenso gut tun wie mir.“ „Eigentlich bin ich ja aus einem anderen Grund hier...“, erinnerte ich verhalten. „Stellen Sie ruhig Ihre Fragen, Herr Lessing.“

Nachdem mir der Hausherr die Eröffnung überlassen hatte, befragte ich ihn zunächst nach dem Unfall seiner Frau. Seine Angaben deckten sich mit dem, was ich bereits aus der Unfallmeldung der Goslarschen Zeitung wusste. Auch wenn das Unglück schon Jahre zurücklag, war seine Schilderung so klar und deutlich, als läge das Drama erst wenige Tage zurück. Ich rechnete es meinem Auftraggeber hoch an, dass er seiner Frau in all den Jahren zur Seite stand.

Das Spiel endete, als ich die schwarze Acht vorzeitig versenkte. „Es macht Spaß, mit Ihnen zu spielen, Herr Lessing“, belustigte sich Taler. „Wie wäre es mit einer Revanche?“ „Vielleicht ein anderes Mal“, entgegnete ich verdrossen. „Sie waren mit Ihren Gedanken sicherlich nicht bei der Sache“, redete er meine Niederlage schön. Ich ergriff dankbar seine Vorlage. „So wird's gewesen sein.“

Einige Minuten darauf saßen wir bei einer Tasse Mokka und einer kubanischen Zigarre im Arbeitszimmer des Hausherrn.

„Haben Sie nie an Trennung gedacht, vielleicht wieder zu heiraten?“, fragte ich ihn gerade heraus. „Ich will ehrlich zu Ihnen sein, Herr Lessing. Natürlich habe ich daran gedacht. Schon wegen Lucie. Aber heißt es nicht, wie in guten, so auch in schlechten Zeiten?“ Ich war wirklich überrascht. So viel Ritterlichkeit hatte ich nicht erwartet. „Sie sagten, Ihre Frau lebe in einer Art Dämmerzustand“, erinnerte ich mich. „Franziska nimmt zwar alles um sie herum wahr, kann diese Bilder und Eindrücke jedoch nicht in einen logischen Zusammenhang bringen.“ „Ist sie sich ihrer Situation bewusst?“ „Nein, Gott sei Dank, nicht.“ „Dann weiß sie auch nichts vom Tod Ihrer Tochter?“, schlussfolgerte ich. „Nein, aber seit Lucie von uns gegangen ist, hat auch sie sich verändert.“

Ich fragte mich, ob die Frau meines Auftraggebers doch etwas ahnte. Wer kann schon mit Bestimmtheit sagen, was im Kopf einer neurologisch Kranken vor sich geht? Hört man nicht ab und an von Patienten, denen ein äußerer Anlass oder ein tief greifendes Erlebnis zurück in die Realität verhilft? Warum erwachen Komapatienten noch nach Jahren zu neuem Leben?

„Sie haben Fräulein Himmelmayer ja bereits kennen gelernt. Die gute Seele ist schon seit vielen Jahren in meinem Hause tätig. Nach dem Unfall meiner Frau übernahm sie in gewisser Weise Lucies Erziehung. Dass dies nicht ohne Reibereien abging, dürfte nachzuvollziehen sein.“ Bei dem Gedanken an seine Haushälterin konnte ich Taler nur zustimmen. „Gibt es noch weitere Angestellte hier im Haus?“ „Bei einem Anwesen von dieser Größe geht es leider nicht ohne Personal“, erklärte mein Gegenüber. „Da wäre zunächst Rudolph Kowaljew. Er kümmert sich um alles, was im Hause und im Garten anfällt. Des Weiteren sind da noch Frau Rosie Hut und Silvia Peters. Die beiden Krankenschwestern teilen sich die Pflege meiner Frau. Anders als Rudolph und Frau Himmelmayer, die jeweils ein Apartment im Nebengebäude bewohnen, leben die beiden Pflegerinnen in Schladen.“

„Ich hoffe, es ist Ihnen recht, wenn ich die Angestellten zu Lucie befrage?“ Taler nickte wortlos. „Nun würde ich mich allerdings gern erst einmal in Lucies Zimmer umsehen“, drängte ich im Hinblick auf meine Verabredung mit Jogi. „Gut, kommen Sie.“ „Haben Sie inzwischen eine Idee, woher der Haustürschlüssel stammen könnte, den Ihre Tochter bei sich hatte?“, hakte ich nach, während wir über die breite Marmortreppe nach oben stiegen. „Leider nicht. Ich kann mir beim besten Willen nicht erklären, woher sie ihn hat.“

Lucies Zimmer befanden sich direkt unter dem Dach. „Fragen Sie mich nicht, weshalb sich meine Tochter ausgerechnet für diese Zimmer entschied“, zuckte Taler mit den Achseln. „Sie hätte ebenso gut in jeder anderen Etage des Hauses wohnen können.“ Für mich war klar, dass sich die junge Frau auf diese Weise der Kontrolle ihres Vaters so weit wie möglich entziehen wollte. „Seit Lucies Tod wurde hier nichts verändert“, erklärte er mit feuchten Augen. „Hat sich Hauptkommissar Kleinschmidt die Zimmer eigentlich angesehen?“, erkundigte ich mich, während wir eintraten. „Nein, soviel ich weiß, tat dies sein Assistent, ein gewisser Sinner.“ Seine Antwort verwunderte mich nicht im Mindesten. Das taten hingegen die merkwürdigen Poster und Skulpturen, die dem Raum einen geradezu mystischen Zauber verliehen. Ich hatte einiges erwartet, aber das...

Mein überraschter Gesichtsausdruck war auch Taler nicht verborgen geblieben. „Das war wohl ihre ganz spezielle Art des Protests“, erklärte er, ehe ich danach fragen konnte. Für mich deutete eigentlich alles auf die Gothic-Szene hin. Immerhin konnte ich bei einem meiner ers-

ten Fälle als Privatermittler auf diesem Sektor Erfahrungen sammeln.² „Können Sie mir sagen, woher diese Gegenstände stammen?“ „Das habe ich mich auch schon gefragt. Es liegt sicherlich schon ein Jahr zurück, als ich zum letzten Mal in diesem Zimmer war.“

Das sprach für sich. Ich ging nicht näher darauf ein und wechselte in das Schlafzimmer von Lucie, wo ich mir den Kleiderschrank vornahm. Offenbar befand sich das Mädchen in einer Art Umbruch. Neben der Designergarderobe, die mein Auftraggeber bei unserem ersten Gespräch erwähnt hatte, fanden sich einige schwarze Kleidungsstücke, die meinen Verdacht bestätigten. „Ich sagte ja, dass Lucie ein Rebell war“, seufzte Taler. „Sie gehörte wohl bis vor kurzem dieser Punkszene an. Fräulein Himmelmayer war deswegen äußerst besorgt. Ich stehe eher auf dem Standpunkt, dass jeder seinen Weg finden muss.“

Solange ich nichts Genaues wusste, wollte ich Lucies Vater nicht beunruhigen. Wenn das Mädchen nicht der harmlosen Gothic-Szene angehörte, sondern in eine extreme Satanistengruppe gerutscht war, konnte dies mit ihrem vermeintlichen Selbstmord zu tun haben. Zumal es einige dieser Gruppierungen nicht zulassen, wenn ein Mitglied aussteigen will. Je mehr ich darüber nachdachte, desto weniger glaubte ich an einen Suizid.

„Ich sehe Fräulein Himmelmayer noch vor mir, als sie mir von Lucies Sinneswandel berichtete“, sinnierte Taler. „Wie erleichtert sie war, als Lucie einen Großteil ihrer Kleidung in den Müll warf. *Wir haben es überstanden*, hatte sie mir freudestrahlend davon berichtet.“ Mein Auftraggeber schüttelte den Kopf. Er atmete tief. „...und nun ist sie tot.“ „Führte Lucie ein Tagebuch?“, lenkte ich seine Gedanken in eine andere Richtung. „Ich glaube, ich hole Ihnen Frau Himmelmayer. Sie weiß in diesen Dingen besser Bescheid.“

Während sich der Hausherr auf den Weg machte, durchforstete ich den zentral im Raum stehenden gläsernen Schreibtisch. Zu meiner Überraschung fand ich einen aufgeräumten Arbeitsplatz vor, in dessen Mittelpunkt sich ein Laptop befand. Selbst in den durchsichtigen Schubladen herrschte eine akribische Ordnung. Ich sah in den leeren Papierkorb und dann durch die seitlich drapierten Vorhänge in das Schlafzimmer hinüber und stellte fest, dass die Zimmer eigentlich viel zu aufgeräumt waren. Ob Fräulein Himmelmayer etwas damit zu tun hatte? Wenn dem so war, konnte ich mir vorstellen, dass die Haushälterin regelmäßig in den Zimmern zugange war. Gelegentliche Reibereien, wie sich Taler ausdrückte, lagen da auf der Hand. So gesehen, war Lucie ebenso gläsern wie ihr Schreibtisch.

Ich fragte mich, wo das Mädchen ihre persönlichen Dinge vor den Augen ihrer gestrengen Ziehmutter verbarg. Dann erinnerte ich mich an die Worte meines Auftraggebers. „Sie hätte ebenso gut in jeder anderen Etage des Hauses wohnen können.“ Es konnte nur einen Grund geben, weshalb sie gerade diese Zimmer bevorzugte: Sie lagen direkt unter dem Dach. Wenn Lucie nicht gerade eine Vorliebe für schräge Wände hatte, konnte dies nur bedeuten, dass es irgendwo ein Versteck gab.

Diese alten Häuser stecken voller Geheimnisse, das ist nicht nur in den alten Gruselfilmen so. Oft sind es versteckte Bodenluken oder geheime Türen, die auf den ersten Blick nicht zu erkennen sind. Zunächst nahm ich die Zimmerdecke in Augenschein. Eine gerade Fläche schlicht und weiß getüncht. Da wäre mir sicherlich jede Öffnung sofort aufgefallen. Dann sah ich mir den Kniestock³ an. Da, wo ich freien Zugang hatte, klopfte ich Zentimeter für Zentimeter ab. Vergeblich, ich würde wohl nicht drum herum kommen, die Möbel Stück für Stück abzurücken. Leider kehrte Taler in diesem Augenblick zurück. In seinem Schlepptau Fräulein Himmelmayer.

Die Gute schien von meiner Anwesenheit nicht sonderlich erbaut zu sein. Obwohl ihr Gesicht so blass war wie ein Leinentuch, ragte eine knallrote Nase daraus hervor. Ihre Blicke sagten alles. „Wie Sie wissen, habe ich Herrn Lessing engagiert, um die Umstände aufzuklären, die unsere Lucie in den Tod trieben. Bitte beantworten Sie alle seine Fragen.“ „Aber...“, stammelte sie entgeistert. „Alle!“ „Jawohl, Herr Taler, wie Sie wünschen.“ „Zunächst würde mich

² Lessing 2 ‚Im Banne der Dämonen‘

³ Untere, abgeteilte Dachschräge

interessieren, ob die Zimmer nach Lucies Tod aufgeräumt wurden.“ Die Haushälterin sah ihren Chef aus großen Augen an. „Nun beantworten Sie schon die Frage“, verlor Taler langsam die Geduld. „Ich konnte doch nicht alles herumliegen lassen“, entgegnete sie mit einem schlechten Gewissen. „Ich weiß, dass es falsch war, aber zu diesem Zeitpunkt wusste ich ja noch nichts von Lucies Tod.“ „Es macht Ihnen niemand einen Vorwurf. Ein voller Mülleimer, schmutzige Wäsche oder herumliegende Notizen wären für meine Ermittlungen sicherlich ein Fundus gewesen, aber letztlich werde ich auch auf anderem Wege ans Ziel kommen.“

Fräulein Himmelmayer atmete erleichtert auf. Ich hatte das Gefühl, ihre Ablehnung in diesem Moment überwunden zu haben. „Vielleicht können Sie mir ja sagen, ob Lucie ein Tagebuch führte?“ Das Fräulein schüttelte den Kopf. „Nein, leider, davon ist mir nichts bekannt, aber wenn sie eins geführt hätte, wäre es mir sicherlich nicht verborgen geblieben.“ Was ich ihr aufs Wort glaubte. „Warten Sie, mir kommt da eine Idee. Lucie saß täglich vor ihrem Laptop. Vielleicht schrieb sie ja da alles hinein.“ „Das ist gut möglich“, pflichtete ihr Taler bei, „die Kiste war quasi ihr zweites Ich.“ Bislang war ich noch nicht dazu gekommen, mir das Gerät genauer anzusehen, aber das war eher eine Aufgabe für einen Computerfachmann.

„Gibt es ein Passwort?“, fragte ich an meinen Auftraggeber gewandt. Der richtete seinen Blick auf Fräulein Himmelmayer. „Gibt es eins?“ „Ich denke schon“, entgegnete die Gute vielsagend. Unterdessen fuhr der Computer hoch und verlangte nach eben genau diesem. „Nun“, drängte mein Auftraggeber. „Es tut mir Leid, Herr Taler, aber Ihre Tochter hat es mir nicht genannt.“ Ich hatte es vermutet. „Unter diesen Umständen ist es sicher ratsam, wenn ich das Gerät einem Experten anvertraue.“ Taler zuckte mit den Achseln. „Wenn Sie sich etwas davon versprechen...“

„Bedarf es noch meiner Anwesenheit, Herr Taler? Ich würde mich gern um das Abendessen kümmern.“ „Ich hätte da noch eine Frage“, antwortete ich, ehe es der Hausherr vermochte. „Hatte Lucie hier irgendwo ein geheimes Versteck?“ „Sie denken an einen Schuhkarton unter ihrem Bett oder etwas in der Art?“ „So ist es.“ Fräulein Himmelmayer winkte lächelnd ab. „Nein, Herr Lessing, ganz sicher nicht. Das wäre mir aufgefallen.“

Ich nahm ihre Worte zur Kenntnis, zweifelte jedoch nicht einen Augenblick an meiner Erfahrung, die etwas anderes sagte. Eine junge Frau wie Lucie hatte mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ihre Geheimnisse. Möglicherweise nicht in einem ihrer Zimmer, aber garantiert in diesem Haus.

„Moment, ich habe da so eine Idee“, überkam es mich plötzlich. Nennen wir es einen Geistesblitz. Ab und an bleibe selbst ich nicht davon verschont. Ich hatte mich an Lucies Kleiderschrank erinnert. Ein Wandschrank, der an der linken Seite bis an den Kniestock heranreichte. Zielsicher steuerte ich darauf zu, öffnete die Türen, schob die Bügel zur Seite, hockte mich hinein und klopfte die Wand ab. „Selbst Fräulein Himmelmayer, die es gerade noch so eilig hatte, war mir gefolgt. „Was um alles in der Welt treiben Sie da?“, fragte sie entsetzt.

Die Rückwand schien massiv, ließ keine geheime Tür vermuten, aber zwischen Unterwäsche und T-Shirts federte die Seitenwand. Das ließ hoffen. „Sind Sie fündig geworden, Herr Lessing?“, erkundigte sich mein Klient, als er mein zufriedenes Grinsen bemerkte. „Es sieht so aus. Helfen Sie mir doch bitte mit der Wäsche.“ „Moment!“, schob sich die Haushälterin an ihrem Chef vorbei. „Das ist dann wohl eher meine Arbeit.“

Es verging einige Zeit, bis die Gute endlich die Fächer ausgeräumt hatte und ich die Einlegeböden herausziehen konnte. Dann war es endlich so weit. Die Seitenwand ließ sich auf der gesamten Höhe des Kniestocks nahezu mühelos entfernen. Die kleine Taschenlampe, die ich an meinen Autoschlüsseln befestigt habe, tat mir einmal mehr gute Dienste. Herr Taler und Fräulein Himmelmayer staunten nicht schlecht, als ich im nächsten Moment, auf allen Vieren krabbelnd, vollständig im Kleiderschrank verschwand.

Im zugegeben schwachen Schein der kleinen Lampe erkannte ich zunächst nichts als zementverschmierte Dachziegel und hunderte kleiner Mäuseköttel. Ich werde nie verstehen, warum es mich bei solchen Gelegenheiten immer am ganzen Körper juckt und kribbelt. Bis ganz ans

Ende des Kniestocks war ich gerobbt, ohne das ich auch nur den kleinsten Hinweis auf ein vermeintliches Geheimnis gefunden hätte. Inzwischen kam ich mir reichlich dämlich vor. Eine Frau von zwanzig Jahren würde doch nicht im Dreck herumkriechen, um ausgerechnet an dieser Stelle irgendwelche Heimlichkeiten zu verbergen. So schwer es mir in diesem Moment auch fiel, ich blies zum Rückzug. Was gar nicht so einfach war, da der Platz kaum ausreichte, um mich zu drehen. Zu allem Überfluss schlug ich mir nun auch noch den Schädel an einem der Querbalken an. Ich war stinksauer.

„Haben Sie etwas gefunden?“, hörte ich die Stimme meines Auftraggebers durch die dünne Bretterwand. Ich tat so, als würde ich ihn nicht verstehen. Der Häme von Fräulein Himmel-mayer war ich mir ohnehin sicher. Es war eigentlich ein Zufall, als der Lichtkegel meiner Taschenlampe den Bereich über der Einstiegsöffnung traf. Versteckt zwischen einem Lagerbal-ken und dem Mauervorsprung, der Lucies Zimmer vom Rest der Etage trennte, entdeckte ich eben genau den Schuhkarton, den kleine Mädchen sonst unter ihrem Bettchen haben.

Als ich mit der Schachtel unter dem Arm aus dem Kleiderschrank kroch, strahlte ich über alle vier Backen. So kam ich also doch noch zu jenem Glücksgefühl, welches ansonsten nur Schatzsuchern und Lottogewinnern vergönnt ist. Dass ich inzwischen wie ein Penner aussah, war in diesem Moment zweitrangig. Der Aufwand hatte sich gelohnt. Neben einigen Briefen, die mit rotem Samt verzurrt waren, befand sich eine kleine Skulptur darin. „Hat jemand von Ihnen eine Idee, was es mit der Statue auf sich haben könnte?“ Klient und Haushälterin sahen sich verdutzt an. Meine Güte, kannte denn wirklich niemand das Mädchen in diesem Haus?